

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Montag, 30. Mai

1932.

Wo ist Schlothe!

Roman von Christel Broehl-Delhaes.

(A. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber, Maria — — —“ Spassig! Dem Hellmuth nahm keiner etwas übel; nur der Frau Und die war doch am unschuldigsten.

„Ja, ja, wenn die nicht gewesen wäre, hätte die Charlotte den Hellmuth gekriegt — — —“

„Es hat eben nicht sein sollen. Frau Gereuter war sicher nicht allein schuldig!“ nahm Markus die Fremde unwillkürlich in Schutz.

„Ach, „nicht sein sollen — — nicht sein sollen — —“ die zwei pakteten doch zusammen wie nichts anderes.“

„Maria, der Hellmuth ist aber mit seiner Frau sehr glücklich geworden. Ich hoffe, daß Sie das arme Wesen anständig behandeln. Und Hellmuths Junge kommt doch auch mit, der Manfred.“

„Na, das ist der einzige, auf den ich mich freue — —“

Nun trat der Doktor der Medizin endlich seinen Rundgang an. Die Typhas waren merkwürdige Leute: Mythe Gereuter tat ihm leid. Mythe? Den Namen gab es sicher nicht zum zweiten Male. Die Verträumtheit einer künstlerischen Mutter hatte ihn erfunden, die Genialität des Vaters gutgeheißen. Mythe Mattheus! Markus war noch ein Student gewesen, da hatte der alte Mattheus in Bonn am Rhein, der alten Studentenstadt, mit dem ausgezeichneten Stab seiner Philharmoniker Beethovens Fünfte Symphonie dirigiert. Dieser Abend ließ sich nie mehr aus Markus' Erinnerungen streichen; er war zu außerordentlich gewesen. Mattheus, der geniale Alte mit dem wallenden, schlohweißen Haar war einer der bedeutendsten Musiker seiner Zeit gewesen. Damals hatte er auch zuerst von seiner Tochter gehört. Ein paar Mediziner kannten sie, waren ihr hier und da auf Bällen, in Theatern begegnet. Mythe war trotz ihrer Schönheit nicht übermäßig gefeiert. Der Grund lag wohl in ihrer übertriebenen Zurückhaltung, in ihrem sehr wortkargen, mimosenhaften Wesen. Später mußte sich das aber geändert haben. Wäre sonst Hellmuth Gereuter so sehr dieser Frau anheimgefallen, daß er darum die Braut und Kameradin aller Arbeit, die er leidenschaftlich liebte, aufgeben konnte? Mythe Gereuter sollte gefährlich schön sein, so hieß es. Markus lachte vor sich hin. Er kannte wenig Frauen, die ihm gefallen hatten und keine, die ihm gefährlich geworden wäre. War man also gespannt auf eine „gefährliche Frau“.

Der Abschied fiel der Witwe Hellmuth Gereuters doch schwerer, als sie angenommen hatte. Immer wieder lief sie durch die leeren und kahlen Räume, denn die Möbel waren sorgsam zusammengepackt in die Kniestockzimmer gekommen. Auf der untersten Treppe machte sie immer wieder Halt, denn das Wasser war noch gestiegen und spülte nun bereits gegen die zweite Stufe. Man hatte beschlossen, Grete für Manfred mitzunehmen. Die junge, frische Stütze der Hausfrau war sehr damit einverstanden. So weit war sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gefahren und sie freute sich mit Manfred auf die Reise, selbst ja noch ein Kind. Charlotte hatte wie-

der genug damit zu tun, Mythe zu trösten, abzulenken und aufzupassen, daß sie keine Dummheiten machte.

„Du kommst ja wieder, wenn das reisende Wasser wieder ein schlichtes Fließchen geworden ist, an dessen Ufern du umherwandern kannst. Daß doch das Graue hinter dir. Wir wollen doch in die Sonne fahren.“ Charlotte hatte heimlich eine Kiste vollgepackt und sie vom Spediteur abholen lassen; sie barg Hellmuths letztes Vermächtnis, das ihr allein gehörte, daran seine Gattin keinen Teil hatte. Charlotte schämte sich des aufblühenden, eigensüchtigen Gedankens. Die ganze Mythe war ja ein Vermächtnis Hellmuths. Charlotte hatte dafür gesorgt, daß Mythe nichts von dem Transport der Kiste merkte.

Am Morgen der Abreise äußerte Mythe dann den Wunsch, noch einmal zum Friedhof zu gehen, an Hellmuths Grab. Charlotte war schon dagewesen, heimlich, ohne zu Mythe davon zu sprechen. Jetzt ließ sie sich willig führen, so, als habe sie geduldig auf diese Stunde gewartet, und Mythe kam sich ganz und gar als Leidende und Gebende vor. Der Friedhof lag sehr hoch an einer Berghalde, von ihm aus hatte man den Ausblick über die gesamte kleine Stadt, deren Hauptgebäude aus den Fabriken und ihren Verwaltungsgebäuden bestanden. Der kleine Fluß, sonst die einzige Schönheit des ziemlich reizlosen Ortes, hatte durch die Überschwemmung viel Verwirrung und Trostlosigkeit angerichtet; er gab dem Bilde etwas Unheimliches und Angsterregendes.

Mythe erschauerte. Sie wandte sich um und sah Charlotte an, als müsse sie sich an ihr verankern, um nicht umzusinken in diesem Strudel der Beängstigung. Sie jagte nichts, keinen Ton, aber Charlotte reichte ihr die Hand und beantwortete ihren Gedanken:

„Ja, es muß wirklich sein, daß du wegstommst von hier — —“

„Ja, ja — —“ sagte Mythe und dann ging sie hastig auf einen Seitenweg zu, an dem Hellmuths frisches, mit Blumen und Kränzen überladenes Grab lag.

Mythe hatte eine besondere Art zu trauern, eine Art, wie sie Charlotte noch nie kennen gelernt, eine Art, die viel stärker erschütterte als alle andere Trauer, die Charlotte bisher gesehen. Fast nie bekam Mythe einen lauten Klageanfall, aber die Stille ihrer Trauer war weit erschreckender und ergreifender. Charlotte rührte auch keine Hand, als Mythe begann, die Kränze zum letzten Male zu sortieren. Sie ließ Hellmuths Witwe allein an diesem Liebeswerk arbeiten, sah zu, wie sie alle welken Blumen herauspflückte und die verdorrten Kränze entfernte. Eine Viertelstunde arbeitete Mythe so. Ihre zarten, weißen Finger waren schwarz geworden vom Tannenzapfen, schmutzig von Erde, gelb vom letzten Saft der verwelkten Blumen, aber das Grab sah gut aus, wie neu, ganz frisch, liebevoll gepflegt.

„Nun wollen wir noch zum Friedhofsgärtner gehen“, entschied Mythe sacht. „Ich will das Grab in Pflege

geben. Jemand soll die Kränze wegholen und das Grab zurechtmachen, Blumen darauf pflanzen und die Anlage sauber halten, wenn ich — fort bin — —

Sie gaben dem ergrauten Gärtner das Grab in Pflege. Die Gebühr wurde im Voraus bezahlt. Dann war auch das geschehen. Alles, was man für einen Toten noch tun mußte, war geschehen. So meinte es Mythe wenigstens. Charlotte war gründlicher.

„Wir wollen noch an der Kirche vorbeigehen und ein kleines Gebet sprechen für ihn“, meinte sie schlicht. „Ich habe oft mit Hellmuth gebetet, so recht von Herzen, wenn wir eine große Arbeit vorhatten, die gefährlich war, oder deren Gelingen sehr in Frage stand — —“

Zum erstenmal sprach Charlotte zu Hellmuths Witwe in dieser Gemeinschaftlichkeit. Mythe schaute betroffen auf und in ihrem Blick stand es wie schmerzliche Eifersucht, daß dort etwas war, an dem sie keinen Teil gehabt hatte. Sie war sehr selten mit Hellmuth zur Kirche gegangen, ja, sehr selten. Ob ihm das gefehlt hatte — ? „Ich habe oft mit Hellmuth gebetet, so recht von Herzen“, hatte Charlotte gesagt.

Die einzige Kirche des Ortes lag in jenem mystischen Halbdunkel, dessen Schönheit vornehmlich dem hohen Bau der Gotik eigen ist. Vor dem Altar brannte das kleine, dunkelrote, ewige Licht, an den einzelnen Heiligenbildern leuchteten flackernde Kerzen, beredte Zeugen einer dankerfüllten Hand. Zu dieser Dämmerzeit war kein einziger Beter im Gotteshaus. Die verhaltenen Schritte der beiden Frauen hallten dumpf und fern, sich selber fern, aber Mythe, die innerlich so bewegte, aufgewühlte Trauernde und Heimwehkranken, spürte einen plötzlichen Frieden in dieser Stille, ach Frieden — — ja, da war Frieden — — Sie sah, daß Charlotte niederkniete. Vor einem Bilde, dem Bilde einer Gottesmutter mit sanft zur Seite geneigtem Haupte, eines Antlitzes, in dem allumfassende Güte alle Schwermut und Trauer überlieferte. Die schmerzhafteste Mutter. Mythe hatte dieses Bild nie beachtet, wenn sie einmal mit Hellmuth zur sonntäglichen Messe in die Kirche gegangen war, heute, zum erstenmale, neben der schlichten und ganz selbstverständlichen Frömmigkeit Charlottes, sah sie den Ausdruck dieses Bildes, spürte sie den Einfluß dieses Bildes, der Tausende erlöste und noch erlösen würde. Sie betrachtete auch Charlotte, die Betende, und sie war ihr keine Neue und Fremde, Charlottes Wesen hatte sich um nichts geändert. So selbstverständlich wie ihr ganzes Handeln war auch dieses Beten; dieses Beten gehörte zum vollständigen Bilde Charlottes. Und Mythe dachte wieder mit einem kleinen Schmerz eigener Unvollkommenheit: Wie mag wohl alles gekommen sein, wenn Hellmuth Charlotte geheiratet hätte und nicht sie?

Charlotte spürte, daß sie heute einen Weg gegangen war, auf dem sie Mythe weit hinter sich zurückgelassen hatte, einen Weg, auf dem Mythe hilflos und einsam stand. Sie schob draußen auf dem Nachhausegang ihren Arm unter den Mythes und sagte leise, ganz absichtslos und doch voller Bedeutung:

„Nicht wahr, es ist so tröstlich, einmal zu beten?! Es gibt so vieles im Leben, was man nicht ertragen könnte, wenn man nicht jemand hätte, zu dem man sein Leid hintrüge. Denn es gibt doch Leid, an dem man ersticken muß, wenn man es allein trüge — —“

„Hast du denn auch schon viel Leid durchgemacht?“ fragte Mythe darauf, natürl. als Kinder fragen, die meinen, ihr eigenes Leid sei beispiellos.

Darauf antwortete Charlotte nicht und Mythe hatte nachher oft über den dunklen Sinn dieser Worte nachdenken müssen, auch dann, als ihr der Sinn nicht mehr dunkel war.

Am Abend reisten sie ab und ließen die schwarze Stadt wie ein dunkles Verhängnis hinter sich.

Der Kinderarzt Dr. Markus Tyba ging auf dem Bahnsteig der letzten Umsteigestation vor dem kleinen, sauerländischen Städtchen auf und ab. Charlotte hatte ein Telegramm gesandt, er möge Mythe und Manfred in Hagen abholen, wo man eine Stunde Aufenthalt

hätte. Sie selbst habe durch das mitgeführte riesige Gepäck zu viel zu tun, um sich um Mythe zu kümmern.

Markus Tyba hatte über dieses Telegramm gewettert. Charlotte treibe es einfach zu weit — — „zu kümmern“ — — lachhaft, als ob eine ausgewachsene, verheiratete Frau, Mutter eines Jungen usw., nicht allein auf den Bahnsteig und in den Wartesaal und in den anderen Zug finden könne — —. Um einer solchen Laune willen mußte der Kinderarzt Markus Tyba seine nachmittägliche Sprechstunde verlegen, tatsächlich verlegen — — wegen der Frau Hellmuth Gereuter, die nicht allein aus- und einsteigen konnte. Lachhaft, wirklich lachhaft.

Trotz der Mordswut fuhr aber Markus Tyba nach Hagen. Er hätte ja gar nicht zu fahren brauchen. Natürlich nicht. Mythe Gereuter wäre auch ohne ihn nicht von einem Zug überfahren oder verschleppt worden. Trotzdem fuhr Markus Tyba und ging nun auf dem Bahnsteig hin und her. Er hatte sogar etwas Herzklopfen. Vielleicht war diese Mythe wirklich eine gefährliche Frau, denn sie schien selbst Charlotte, die warme, aber sachlich überlegende Charlotte, in ihrem Bann zu haben. Eigentlich peinlich. Wie sollte man sich mit der Frau des gewesenen Schwagers unterhalten? Markus war nicht kleinlich, aber ganz vergebens hatte er es Mythe Tyba in seinem Inneren nicht, daß Charlotte, seine prächtige Schwester Charlotte, ihrerwegen eine alte Jungfer werden sollte.

Pfiffe gellten und schrillten. Warnungsschellen rasselten. Der D-Zug brauste in die Halle.

Charlottes frisches Gesicht schaute als einziges aus der unendlichen Wagenreihen. Sie streckte dann die Hand wie eine Fahne zum Fenster hinaus, rief: „Hier! Hallo, Markus! Also hier!“ und war wieder verschwunden.

Markus' Herzklopfen hatte sich noch verstärkt. Eigentlich war er nichts als ein großes Kind, dieser schöngewachsene, baumstarke, breitschultrige, stille und ernsthafte Landarzt, an dem die Kinder daheim hingen wie an Mutter und Vater. Sein aufmerksames Auge musterte die Aussteigenden. Ah, da zwängte sich Charlotte durch. Handschlag, lächelndes Gesicht.

„Paß' auf, die drei sind die letzten! Ich muß nach vorn. Das Passagiergut muß alles mit; es ist ziemlich viel. Und es darf nichts kaputtgehen!“ Das war schon wieder der Ingenieur Tyba, der da sprach und verschwunden war.

Markus war fast beunruhigt, der Zug könne weiterlaufen, ehe Mythe Gereuter und Anhang zum Aussteigen gekommen wären, da — erschien ein junges Ding, das einen Knaben auf dem Arm hatte, einen prächtigen, helläugigen, gespannt und scharf umherblickenden Jungen, der dem Mädels fast zu schwer war. Natürlich, das war Manfred. So eine Ähnlichkeit — — Markus Tyba sprang herzu und nahm dem verdutzten Mädels den schweren Jungen vom Arm, der zappelnd und unfreudlich an ihm niederglitt.

Die Stütze Grete lachte über das ganze Gesicht und rief ins Wageninnere zurück: „Der Herr Doktor ist schon da, Frau Gereuter!“ Worauf sie sich wieder ihrem kritisch wägenden Schützling zuwandte, dem sie das Räderwerk einer Maschine erklärte, die auf dem gegenüberliegenden Gleis wartend dampfte und leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Afalei.

Wie einer Tänzerin
Leichte seidene Röschchen,
Anmutige Afalei,
Hängen an deinem Stiel
Duftig vielfarbige Glöschchen.

Kommen die Sommerwinde,
Heben in neckischem Spiel
Leicht die seidnen Röschchen
Und läuten gelinde
Alle die farbigen Glöschchen
Anmutiger Afalei. Else Bette.

„Vögel, die am Morgen singen...“

Ein tragisches Erlebnis von Mag. Ed. Troll.

Ein Lastwagen mit einer großen Plane hält nebenan vor einem hübschen Einfamilienhäuschen. Die Zeltbahn wird zurückgeschoben. Möbel, Vorhangstangen, Kohleneimer, Bettgestelle, Matten werden sichtbar. Ein Vertiko mit den gewundenen und gebrechelten Säulen ist museumsreif.

Der Inhalt des Lastautos signiert seine Besitzer prägnanter, als es der sorgfältigste, polizeiliche Steckbrief vermag: „Kleinbürger“!

Drei Männer in Hemdsärmeln, sicherlich Verwandte, stehen arbeitsbereit, die Möbelstücke und all den Krimschrott eines veralteten Haushaltes unter Dach und Fach zu bringen.

Zuruf der Frau! Einer der Männer steigt auf den Fahrer- und reicht der Frau einen hübschen messingnen Vogelkäfig, der, von meinem Balkon gesehen, in der Sonne leuchtet, als wenn er von purem Golde wäre. Ein Kanarienvogel hüpfte munter in dem goldenen Käfig und begrüßte seine Frau mit lautem Piepsen. „Hänschen ... Hänschen!“ So die Frau.

Sie nimmt behutsam den Käfig und setzt ihn auf einen Mauervorsprung.

Die drei Männer tragen bereits ein Möbelstück um das andere ins Haus. Die Frau beteiligt sich an dem Werk mit dem Tragen von leichteren Gegenständen.

Die Besitzerin des Hauses ist eine alleinstehende Witwe, die sich in der Villa immer einsam fühlte. Auch war sie nicht frei von Angst, die begreiflich erschien, denn auf der anderen Seite der Straße dehnt sich kilometerweit der Wald aus. Da ihre einzige Tochter in der Stadt verheiratet ist, bei der sie oft wochenlang weilt, hat sie schon länger nach einem zuverlässigen jungen Ehepaar Ausschau gehalten, das ihr Besitztum betreuen und beschützen soll.

Der Mann, die Frau und die beiden anderen Männer tragen eifrig die Möbelstücke in das Haus. Hänschen im goldenen Käfig thront auf der Mauer und piepst lustig und munter.

Hänschen flattert auf einmal unruhig im Käfig hin und her und schreit ängstlich wie ein kleines Kind.

Niemand hört das Hänschen! Nur ich vernehme sein Angstgeschrei, denn die Männer und die Frau sind in der Wohnung. Nun sehe ich auch die Ursache des Vogelgeschreis:

Die schöne, weiße, langhaarige Angoralake der Hausbesitzerin sitzt gebückt vor dem Käfig. Ein Sprung — so muß auch ein Panther in der Steppe die Antilopen anfallen! — Die linke Pfote der Angoralake schießt aus dem Hinterhalt durch das Gestränge des Käfigs, die Krallen ragen weit aus der Pfote heraus und packen wie mit eisernen Klammern den armen Kanarienvogel am Kopf und zerren ihn an das Gitter.

Die Krallen der rechten Pfote ziehen den Kopf des kleinen Vogels durch das Gestränge. Der Hals von Hänschen wird langgezogen. In der anatomischen Proportion so lang wie der Hals einer Giraffe!

Hänschen piepst in Todesangst seinen letzten Schrei!

Ich schreie von meinem Balkon: „Der Voael ... Hänschen!“

Und als das nichts nützt rufe ich laut zwischen den Bäumen: Tschischsch ... Tschischsch ... um die Kaze wegzulockeuchen. Aber niemand meldet sich!

Die Pantherlake läßt sich nicht in ihrer atavistischen Jagdwut stören. Der Panther ist in ihr über Jahrhunderte, Jahrtausende hinweg erwacht. Sie stemmt beide Beine gegen die messingnen Stäbe des Käfigs, den Kopf von Hänschen hat sie in ihrem scharfen Gebiß eingeklemmt und zieht den kleinen Vogel in fürchterliche Länge. Aber der Vogelkörper will nicht durch das Gestränge.

Da ein greller Schrei

Die Frau kommt gerade aus dem Haus!

Die Angoralake läßt ihr Opfer los und flüchtet in das Gebüsch des großen Gartens!

Die Frau weint bitterlich! Sie nimmt das blutige Köpfchen ihres Hänschens in die Hand. Tot!

Sie schluchzt so heftig, daß die Tränen ihr über die Wangen kullern, und ihre Brust sich heftig auf und ab bewegt! Die Männer kommen herbei. Die Hausbesitzerin!

Heftige Vorwürfe der Frau.

„Warum haben Sie das Katzenvieh auch nicht eingesperrt?“

„Wer kann das auch nur ahnen, wo mein Peterle sonst so sanftmütig!“

Die Hausbesitzerin verschwindet, um weiteren Diskussionen aus dem Weg zu gehen, ins Haus.

Der Mann wie zur Beruhigung der Frau:

„Wenn ich das Katzenvieh erwische, dreh ich ihm den Hals rum!“

Im ersten Stock wird ein Fenster aufgerissen!

Die Hausbesitzerin mit hochgerötetem Kopf erscheint:

„Sie werden meinem Peterle nichts tun! Und zum nächsten Ersten können Sie wieder ausziehen!“

Bumm das Fenster schloß sich, in den Fugen trachend. Hänschens langgezogener Hals hängt wie ein langes Indianer. Lasso aus dem Gitter schlaff abwärts.

Die Angoralake, der Panther, sitzt auf der Mauer des Hauses, fern vom Schuß im Sonnenschein und reinigt sich die Pfoten von den Blutstücken.

Am nächsten Ersten wird wohl wieder der Lastkraftwagen mit der großen Plane vor dem Einfamilienhaus erscheinen. Die Bettgestelle, die Vorhangstangen, die Kohleneimer, das museumsreife Vertiko mit den gewundenen, gebrechelten Säulen werden wieder ausgeladen werden.

Und ein schöner Vogelkäfig mit messingnen Stäben, die wie Gold in der Sonne glänzen, wird auch eingeladen.

Aber kein Hänschen wird mehr piepsen!

Und es muß gut hergehen, und die Menschen, die den einen Monat in dem kleinen Einfamilienhäuschen zusammenhaufen, müssen wohl diszipliniert sein, wenn aus diesem tragischen Intermezzo nicht Beleidigungsprozesse entstehen mit großen, gegenseitigen Kosten und viel Aufregungen.

Ich will von meinem Balkon aus dieses Spiel weiter verfolgen, denn ich glaube, es ist ein Stoff zu einem Roman, wenn nicht gar zu einem Drama.

Vernichtung jungen Raubzeugs in der Steppe.

Von Hugo von Koller.

Wenn in der Dobrudscha über den Frühling hinweg der Vorkommer ins Land zog, sah und fühlte man überall in der Steppe neues Leben pulsieren, auf dem Erdboden, wie in den Lüften. Neben dem Vieh auf Hof und Flur, in Steppe und Wald, sei es gezüchtetes und gepflegtes oder sei es Getier auf freier Wildbahn, vermehrte sich in gleicher, oft sogar überlegener Weise das Raubwild. Das zahme Getier, sowie das jagdbare bzw. noch nicht jagdbare Wild mußte in dieser Jahreszeit ganz besonders gegen das überhandnehmende Raubzeug geschützt werden.

Es darf dabei nicht vergessen werden, daß es damals auf dem Balkan Jagdgesetze und besonders Schutz- oder Schongesetze für das Wild überhaupt nicht gab. Das Wild war der Willkür der Wilddiebe und Nasjäger schutzlos preisgegeben, und diese waren dem Wild vielleicht schädlicher, als das Raubzeug.

Ich habe beide als gleichgefährlich eingeschätzt und bin gegen die einen wie gegen das andere mit gleicher Intensität vorgegangen. In der Dobrudscha habe ich gelernt, in wie maßloser Weise laufendes und fliegendes Raubzeug in einer jagdlich ganz vernachlässigten Gegend zu nehmen und allen anderen Lebewesen gefährlich werden kann.

Die Raubvögel und die Füchse ließen selbst in den Dörfern eine Hühnerzucht nicht hochkommen, vernichteten auf den Steppen unzählige Gelege von Rebhühnern, Wachteln, Steppenhühnern und ähnlichem mehr. Junghasen fielen dem Raubzeug in Mengen zum Opfer. Die Wölfe richteten unter den Viehbeständen in den Dörfern, auf den Weiden und besonders in den Schäferreien unermesslichen Schaden an. Unter diesen Umständen mußte man auch rücksichtslos vorgehen. Man konnte sich nicht gewissenhaft und weidmännisch immer an die geschriebenen und ungeschriebenen Jagdgesetze halten, sondern mußte oft eigenmächtig handeln, wie es die Umstände gerade erforderten.

Wenn im Monat Mai und Juni die Flüge gewordenen Raubvögel auszogen, so war das ein Vergnügen, mehr für den Schützen, als für den Jäger.

Ich hatte mir ganz nahe von meinem großen Gutshof in der Dobrudscha eine richtige Krähenhütte eingerichtet, auf der ich einen prachtvollen Uhu hielt. Von hier aus schloß ich neben vielen Krähen auch manche Raubvögel. Aber noch bedeutend lohnender wurde dies, als ich meinen Schießstand auf den First einer hohen Heumiete verlegte. Dort oben lag ich auf dem Rücken mit der Doppelflinte im Anschlag, blickte in den wolkenlosen tiefblauen Orienthimmel und beobachtete die von allen Seiten heranstreichenden jungen Raubvögel, deren Ziel mein so reich besetzter Hühnerhof war. Um diese Jahreszeit fanden sich hier außer den alten Gänsen, Puten, Enten, Hühnern hunderte von jungem Federvieh aller Art. Leider bot dieser große Hof so gut wie gar keine Sträucher und Gebüsch, unter denen das Federvieh Schutz gegen die freie Sicht nach oben gefunden hätte. Ich mußte also sehr eifrig mit der Flinte gegen die Raubvögel vorgehen. Der Ansturm der jungen Raubvögel war so stark, daß ich oft an einem sonnigen Vormittag gegen zwanzig junge Habichte, Sperber und ähnliche Raubvögel abschloß. Häufig bin ich auch, dem Weidmannsbrauch entgegen, unter die Raubvögelhorste gegangen und habe diese von unten aus mit der Flinte

gerührt, um mein eigenes Federvieh, sowie mein Flugwild zu schützen.

In dieser Jahreszeit durfte man aber nicht nur die Lust über den Steppen von Raubvögeln, sondern auch die Steppe selbst von Haarraubwild reinhalten. In jedem Jahr wurde solches in den Schlupfwinkeln der kleineren oder größeren Waldbestände der Dobrudscha massenhaft zur Welt gebracht, und ernährt auf Kosten von zahmem oder jagdbarem Getier.

Ich hatte einmal ganz nahe bei einer kleinen Waldparzelle auf meinem Steppengut zufällig eine Fähe gesehen, die mit ihrem Gehed vor ihrem Bau unter einem Baume zu spielen schien. Bei näherer Betrachtung konnte ich feststellen, daß die alte Fuchsin ihre Jungen lehrte, einen Junghasen zu reißen. Bei meinem Herannahen verschwand die ganze Familie blühschnell im Bau. Tagelang nachher sah ich dauernd oben auf dem Baum über der Einfahrt zum Bau, um die Fähe mit ihren Jungen vor die Finte zu bekommen. Nach etwa 8 bis 10 Tagen endlich sah ich wieder einmal die Fähe ihr Gehed aus dem Bau führen. Diese Freude nahm ein schnelles Ende. Mit zwei Schüssen tötete ich die ganze Familie. Es war dies das einzige Mal, daß ich eine Fuchsin mit Jungen erlegen konnte. Es tat mir fast leid, dieses Familienglück so roh zu zerstören, aber —

Nicht weniger eifrig, wenn auch mit etwas größeren Schwierigkeiten stellte ich schon im Mai und Juni den Wölfen nach. Die Wölfinnen hatten im März, spätestens in der ersten Hälfte des April gewölft und nahmen Ende Mai und Anfang Juni schon ihre Jungen mit auf Raub aus.

Ich ritt einmal in der Steppe hinter meinem sogenannten kleinen Walde herum. Mein steter Begleiter, der Hühnerhund Bijou, trollte neben mir her. Plötzlich stand der Hund, das heißt verhoffte er nur einen Moment. Ich sah vor mir zwei ganz junge Wölfe, wohl kaum acht bis neun Wochen alt, die sich damit beschäftigten, ein Lamm zu zerreißen. Die Alte, die ihren Jungen wohl das Lamm gebracht hatte, war bei meiner Annäherung in den Wald verschwunden. Ich sprang aus dem Sattel, zog mein Jagdmesser und erledigte die beiden kleinen angehenden Räuber nacheinander durch einen vorchristmähigen Gang hinter dem linken Schulterblatt. Lautlos und ohne zu zuden legten sich die Tierchen neben das tote Lämmchen auf die Decke.

Diese kleine, an sich nicht ungewöhnliche Jagdzene hatte noch ein etwas rührsames Nachspiel. Als ich nachmittags nochmal an dieser Stelle, eigentlich nur aus Neugierde, vorüberritt, um zu sehen, was aus diesem Stillleben wohl geworden sei, fand ich nur die Reste des gerissenen Lammes, die beiden abgefangenen jungen Wölfe waren verschwunden. An der Schweifspur konnte ich erkennen, daß die Kadaver in den Wald geschleppt worden waren, wahrscheinlich bis ins alte Nest. Mutterliebe!

Frohes Erinnern.

Anekdoten von Helmut Niehle.

„Unteroffizier“ Haefeler.

Erzellenz Graf Haefeler lebte nach seiner Verabschiedung als Generalfeldmarschall auf seinem Schloßgut Harnesap. Von klein auf an Tätigkeit gewöhnt, gönnte er sich auch im Alter keine Ruhe. In einfacher — und schon ziemlich mitgenommener — Lebenskleidung, einen verwitterten Jägerhut auf dem Kopf und einen derben Krückstock in der Hand, durchstreifte er fast täglich seine ausgedehnten Besitzungen.

Als einmal in der nahen Stadt die Remonte ausgehoben wurde, machte ein junger Kavallerieoffizier einen Spazierritt, wobei er in die Nähe von Harnesap kam. Er wußte zwar, daß hier der Graf wohnte, hatte aber von dessen Lebensgepflogenheiten keine Ahnung. Noch ziemlich weit vom Schloß entfernt, auf einem Feldweg, rutschte seinem Pferd der Sattelgurt. Der Leutnant sprang ab, blickte sich hilfesuchend um und gewahrte auf dem Felde einen weitergebräunten Alten, den er für einen Bauern hielt.

„Kommen Sie doch mal her!“ rief er ihm zu, „Moment'n Gaul halten.“

Schmunzelnd kam der vermeintliche Landwirt der Aufforderung nach, musterte mit Kennerblicken das Pferd und brummte: „Er drückt.“

Ungehalten über den Tadel fuhr ihn der Leutnant an: „Waren nicht gefragt. Wollen wohl auch was davon verstehen?“

„Ein bißchen“, erwiderte der Graf, ohne eine Miene zu verziehen.

„So — haben auch mal bei der Kavallerie gedient, was?“

„Jawoll, Herr Leutnant!“

„So — befördert worden?“

„Doch, Herr Leutnant!“

„Im — Unteroffizier?“

„Ne, Herr Leutnant“, grinste der Haudegen, „bloß Generalfeldmarschall!“

Der verwandelte Gardefüsilier.

Als General von Höpfner noch (höchst gestrenger) Stadtkommandant von Berlin war, traf er einst bei einem Gang durch die „Linden“ einen „Raikäser“ (Füsilier von 1. Gardefüsilierregiment), der über seinen Extraktiefeln Gummischuhe trug. Ein Soldat mit Gummischuhen — das war etwas für den General.

„Sind Sie denn des Teufels, Kerl!“ fuhr er den Sünder an, der vergebens bemüht war, seine schlotternden Knie in die stramme Haltung zu zwingen. „Sofort ziehen Sie die Dinger aus und folgen mir nach der Kommandantur.“

Was blieb dem verhassten Raikäser weiter übrig, als den Befehl auszuführen? Als er nun so in einigem Abstand hinter dem General hertrabte, kam ein „Elisabether“ (Angehöriger des 3. Gardefüsilierregiments) des Wegs. Er winkte ihn verstoßen heran und sagte leise zu ihm: „Kamerad, sei doch so gut und schlepp dem Ollen mal die Gummischuhe ein Stückchen nach! Da muß mal nötig — bin gleich wieder da.“

Der Elisabether — in der Annahme, dem Burschen des Gestrengen einen Gefallen zu erweisen — nickte, und der Raikäser schlug sich in die Büsche.

Auf der Kommandantur verlangte Höpfner den diensttuenden Offizier. „Leutnant, stellen Sie doch mal den Mann da fest! Läuft das Rhinzeros am helllichten Tag Unter den Linden in Gummischuhen herum. — Herkommen!“ befohl er dem verdutzten „Dritten“, der vergeblich auf die versprochene Ablösung gewartet hatte und nun an jede Hosennaht eine Gummigalosse drückte.

Als der General aber dann statt der weißen die gelben Achselklappen erblickte, war es an ihm, verblüfft zu sein, und kopfschüttelnd meinte er: „Bist Du ein anderer, mein Sohn, oder ist Dir die Angst schon bis auf die Schultern gestiegen?“

Blinder Eifer . . .

Der Generalquartiermeister von Stein war um die Verpflegung seiner Truppen sehr besorgt und wies die Herren seines Korps immer wieder an, so oft wie nur möglich das Essen der Mannschaften zu prüfen.

Als Stein einst auf einem seiner Inspektionsgänge um die Mittagszeit in die Küche eines Bataillons kam, gefellte sich äußerst dienstbeflissen der junge Bataillonskommandeur zu ihm. Da erschienen in der Küchentür zwei Mann mit einem dampfenden Kessel. Der Major klappte die Hacken zusammen: „Gestatten, Herr General!“

Dann war er mit drei Schritten bei den Kesselträgern. „Löffel holen!“

„Herr Major, aber . . .“

„Löffel holen. Sofort!“

Der Löffel wurde gebracht. von Stein nickte dem Dienststiffrigen gnädig zu.

Der kostete. „Psui Teufel — wie Spülwasser.“

„Befehl, Herr Major, Spülwasser!“

Welt u. Wissen

Die Zahl der Gefallenen und der heiratsfähigen Frauen. Flügel schätzte in seinem „Grundriß der Hygiene“ den Gesamtverlust Deutschlands an Menschen infolge des Weltkrieges auf 6,3 Millionen. Davon betreffen 2 Millionen die Gefallenen einschließlich der an Krankheit infolge des Krieges Verstorbenen nur die Männer, der Geburtenverlust von 3,6 Millionen dagegen und die erhöhte Sterblichkeit während des Krieges mit 700 000 beide Geschlechter. Für Österreich-Ungarn beträgt der Gesamtverlust 5,8 Millionen, darunter 1,5 Millionen Gefallene; für Frankreich 3,34 Millionen bei 1,4 Millionen Gefallenen; für England 1,85 Millionen bei 800 000 Gefallenen. Rußland hat eine Bevölkerungseinbuße von 13 Millionen im Kriege erlitten, von denen 2,5 Millionen gefallen sind, und selbst das kleine Serbien hatte bei 1,65 Millionen Bevölkerungseinbuße 690 000 Gefallene. Der Frauenüberschuß stieg am stärksten in Serbien. Im Jahre 1913 kamen dort auf 1000 Männer nur 937 Frauen, im Jahre 1919 deren 1339. Es folgen absteigend geordnet Frankreich, England und Deutschland. In Deutschland kamen 1913 auf 1000 Männer 1014 Frauen, im Jahre 1919 stieg der Frauenüberschuß auf 1090.